Umfang zwölf Seiten — Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin W 9 / Potsdamer Straße 18
Fernsprecher Amt Lützow 4443 / Anzeigenannahme durch
:-: den Verlag und sämtliche Annoncenbureaus :-:

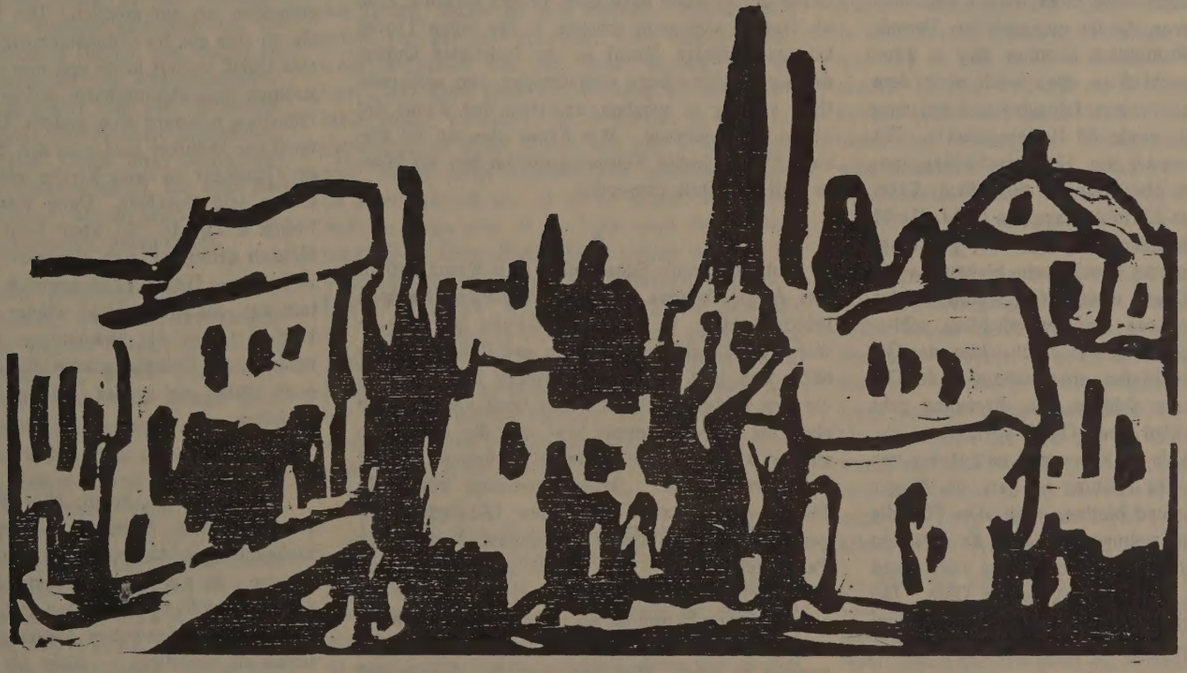
Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahrsbezug 1,50 Mark / Halbjahrsbezug 3 Mark / Jahresbezug 6,— Mark / bei freier Zustellnng / Anzeigenpreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

DRITTER JAHRGANG — BERLIN JULI 1912 — NUMMER 117/118

Inhalt:

Carl Dallago: Karl Kraus der Mensch / **Hans Ehrenbaum Degele:** Gedicht / **Grete Tichauer:** Mein grünes Kleid / **Alfred Döblin:** Der schwarze Vorhang / Roman / **Paul Zech:** Gedichte / **Lothar von Kunowski:** Der Stil der Linie / **Heinrich Nowak:** Durch die Nacht / **Artur Segal:** Original-Holzschnitt / **Moriz Melzer:** Original-Holzschnitt / **Artur Segal:** Die Dame / Original-Holzschnitt



Artur Segal: Original-Holzschnitt

Karl Kraus | Der Mensch

von Carl Dallago

Den weiteren Tadel gegen Kraus nehme ich nicht mehr ernst. Was sagen Vorwürfe wie: Er sei ein Verleumder, als Mensch degeneriert und ungesund, als Schriftsteller eine Null, wenn sie nicht im geringsten mit Belegen unterstützt werden können, ja wenn, was man vorbringt, nur für blinde Erregung zeugt, die sich selber irre führt. Stammt solcher Tadel von einem Künstlerisch-Schaffenden, frißt ein derartiges beharrliches Unrechttun vom Schaffensvermögen. War der Tadler Angreifer, muß er sich auf Gegenwehr gefaßt machen. Und hat er Sache und Gegner unrichtig bewertet, muß er eben die Folgen tragen. Die Gegenwehr kann er dem Gegner nicht verübeln, und wenn er ihm die Ueberlegenheit verübelt, macht er sich nur umso unterlegener. Einen Gegner wie Kraus unterschätzen, heißt, ihn nicht hören, ihn nicht verstehen. Da muß man ihn eben fühlen. Das mag wehe tun, weiß doch sein Wortwitz schon tief zu verwunden.

Man hat Kraus sogar sein Aeußeres zum Vorwurf gemacht. Der bessere Mann aber sollte wissen, daß Größe sich nicht ungern verbirgt. Ich will hier nicht vergleichen. Sicher ist: es hat wohl jedes Volk schon bedeutendste Menschen von unscheinbarem Aeußeren gehabt. Man denke nur an Voltaire, an Leopardi, auch an Schopenhauer. Es gab sogar genialste Krieger von unansehnlicher Gestalt. Auch Kraus ist schöpferischer Krieger. Ich fühle mich durch ihn zuweilen an Napoleon erinnert: so in der Auffassung des Weibes und in der glänzenden Art, wie er seine Polemik zum Siege führt.

Man schätzt eben nicht mehr nach Leibesmuskeln den Wert derer, die ihr menschliches Vermögen in geistiger Produktion kundtun. Nur in ihren Gesichtszügen forscht man etwa noch nach dem Gehalt ihrer Menschlichkeit. Ich sah Kraus bei einer Vorlesung und ein wenig im Beisammensein. Ein Sichauftun und wieder ein Sichverschließen machen sich an ihm überraschend ersichtlich. Letzteres wohl mehr in Lärm und grellem Licht. Markt und Gassen machen ihn hängend, steif, gleichsam flügellahm. Im Vortrag macht sein Sichauftun die verschiedensten Grade druch. Man wähnt oft das innere Flammen durch die Körperlichkeit schimmern. Die Haut ist dann wie durchsichtig, der Gesichtsausdruck wechselnd, man schaut viele Gesichter, die einander ablösen. Die Erregung geht in seine Haltung über, jede Geste verlautbart sie. Alle Fülle scheint da an Kraus wie aufgezehrt von inneren Bränden. Die Haltung ist hart, die Finger knöchern, verbebt und blutleer, weil alles Blut die Flamme speist, die zuinnerst lodert. Es läßt den Betrachter fast ahnen: Auch der Geist kann einen Leib ausbrennen, wie die Glut einen Ofen. Bei Kraus liegt vielleicht dieser Fall vor. Sein Flammen scheint seinen Leib zu verzehren.

*

Weil Kraus gegen Harden und Heine geschrieben hat, vermeint man Belege zu haben für Kraus' Antisemitismus. Vorerst: Herr Harden läßt sich nicht neben Heine stellen. Auch Kraus tut es nicht und hält den Rangunterschied aufrecht. Aber die argen Folgen täglich um sich verspürend, die Heine's zeitweilige spielerische Ornamentik (der gewiß auch Veräußerlichung zugrunde lag) angerichtet hat, wurde er wohl innerlich genötigt, diese Seite Heine's darzutun. Warum nahm auch der Feuilletonismus so schrecklich überhand! Warum verlegen so häufig die Feuilletonisten, die uns mit ihrer Leere eine Fülle vortäuschen, den Künstlern die Wege zur Oeffentlichkeit! Kraus liebt die Kunst und erkennt vom Feuilletonisten: „Die Kunst weicht vor ihm zurück wie der Gletscher vor dem Bewohner des Alpenhotels". Ein derartiger Feuilletonist aber ist imstande und beruft sich für das Künstlerische seiner Tätigkeit letder mit einigem Recht noch auf Heine. Es scheint mir die Stelle, wo Kraus Tadel gegen Heine einsetzt; er begrenzt in dem ausgezeichneten Vorwort zu seiner Heineschrift klar deren Vorwurf, wenn er sagt: „Diese Schrift indes, soweit entfert von dem Verdacht, gegen Heine ungerecht zu sein, wie von dem Anspruch, ihm gerecht zu werden . . . . , erschöpft das Problem Heine nicht. . . . . Die ihn zu schützen vorgeben, schützen sich selbst und zeigen die wahre Richtung des Angriffs". Ein Funke guten Willens und sonst noch das Nötige in sich, und es muß auch im Heineverehrer der Tadel gegen Kraus verstummen.

Anders verhält es sich mit Maximilian Harden, dessen schwülstiger Stil feineren Ohren die erste Verdächtigung gegen den Menschen im Stilisten zuraunt. Kraus mit seinem empfindlichen Gehör für alles Unechte hat hier nur aufgedeckt, was das Aufgedonnerte jenes Stils bereits argwöhnen ließ: daß sich da einer för mehr ausgibt, als er ist. Denn dem Menschen Kraus ist die Sprache Erlebnis; er fühlt sie als ein Körperliches, als ein Gebilde von Fleisch und Blut. So wird ihm der Stil wohl wie Haltung und Gangart, auch wie Gewandung dieses Körperlichen, das sich im Stil verhüllt und doch zeigt wie ein Weib in der Kleidung. Und er, der von Bismarck als einem „Sprachmeister" spricht und bei Ludwig Speidel von einem „Zug der Sprache", mußte das Umzugartige und Kostümierte im Stil Harden's bald als Mangel an Echtheit empfinden, mußte des Unechten immer mehr werden sehen, wenn er durch die Kleidung nach dem Körper, durch die Rüstung nach dem Träger forschte. Und als Harden sich nicht scheute, in der üblen Tracht konventionellster Moral in ein heikelstes Gebiet des Geschlechtslebens einzudringen, um sich politisch wichtig zu machen, zerfetzte ihm Kraus die ganze Vermummung. Wie Kraus dies tat, ist einzig. Ein glühendes Temperament ist hier im Worte völlig Gestalt geworden.

*

Robert Scheu's Schrift über Karl Kraus enthält viel Ansprechendes. In zwei wichtigen Punkten jedoch scheint sie mir Kraus nicht gerecht zu werden, nämlich: puncto Weib und Politik. Scheu hätte sich hier an seine Erfahrung halten sollen, die ihm sagte: daß Karl Kraus noch jedesmal um eben die Strecke voraus war, um die ihn Scheu zurück wähnte. Dies außer acht lassend, meint Scheu von Kraus: „Seine Abneigung gegen die Politik kommuniziert mit seiner Gleichgültigkeit gegen die Mutter durch verborgene Kanäle der Persönlichkeit. . . . Die Politik als gleichberechtigte Welt mit ihren wunderbaren zwingenden Gesetzen, dieses Fatum ist für ihn nichts als ein Monstrum. Dieser Welt nahe zu treten, scheint ihm versagt zu sein". Hier verneine ich. Gerade daß es Kraus versagt ist, die Politik als eine Welt mit eigener Gesetzlichkeit anzusehen, spricht mir für das Weitgekommene seines Menschentums, spricht mir für ein tiefes Vordringen zu sich und den Dingen, das sich vom Intellekt nie unterjochen ließ. Scheu ist hier noch Politiker und hält die Politik als ein Ding für sich und traut ihr eigene zwingende Gesetze zu. Und fühlt nicht, daß ihn dabei eine Aeußerlichkeit zudecken will. Wie anders Kraus, der in Binsmarck beispielsweise einen Kopf sieht, „dessen künstlerische Materie gleichsam nur zufällig die Politik war". Mein Empfinden brachte Verwandtes auf, nur in anderer Worttracht, wenn es in Bismarck einen Menschen sieht, der sein Menschentum in die Politik hineintrug und so als Politiker Künstler war. Denn nicht die Politik hat ihre zwingenden Gesetze, sondern das Menschentum, das, wenn es groß und stark genug ist, sich auch in der Politik als eine Gesetzlichkeit fühlbar macht. Ist nun kein hinreichend Starker da, der seine Gesetzlicchkeit in die Politik hineinträgt, so täuscht man sich in dieser eine Gesetzlichkeit vor. Kraus läßt sich hier nichts vormachen; sein Schätzung des Politikers entzückt mich: sie weist dem Politiker den Platz an zwischen Aestheten und Dummköpfen. Die Gegenwart muß ihm recht geben und die Zukunft noch mehr. Der Politiker als Parteimensch ist Handlanger einer Sache, wo er nicht nur Geschäftsmann ist. Er versperrt sich den Weg zu sich und dadurch auch zu einer Gesetzlichkeit, wo er nicht äußere Einrictung dafür ansieht. Seine Arbeit setzt dort ein, wo die Sache für ihn am versprechendsten aussieht: es ist an der Oberfläche der Dinge, in die er nie eindringt, da er selber nur Oberfläche ist, und Fläche in Fläche nicht eindringen kann. So entsteht ein Sich-Aneinanderreiben und Sich-Verschieben von Aeußerlichkeiten, die sich wichtig genug ausnehmen mögen, solange niemand da ist, der den ganzen Trödel zur Seite schiebt oder zerbricht. Man sehe doch unsre Politiker an. Aus meinem Leben kenne ich einen einzigen, den Durchschnitt weit überragenden Mann, der für den Reichsrat kandidierte und durchfiel. Die Schwätzer und Gewandten im Vortäuschen haben auch hier mehr Erfolg. Es stehen gewiß viele, die das Volk heute in der Politik vertreten, unter dem geistigen Mittelstand. Ich habe noch von Wien her Parlamentssitzungen in Erinnerung, in denen sich mir ein Großteil der Abgeordneten — nicht zumindest die Deutsch-Völkischen — unreif genug auszunehmen schien. Man saß reitlings auf Sesseln, wohl auch auf Pulten oder Tischen und schlenkerte mit den Beinen, spazierte und gestikulierte so losgebunden, als nur möglich. Der Eindruck war so, als ob sich ein Nichthineingehöriges in ein vornehmes Gelaß verirrt hätte und nun durch freches Benehmen sein Heimischsein bekunden wollte. Der Gläubige benimmt sich anders. Und der geringste taugliche Politiker müßte an den Staat glauben, wie ein Gläubiger an seine Kirche, nicht wie ein Händler an sein Geschäft. Dann wäre vielleicht auch Politik fruchtbar. So aber lernt der Mann, der Mensch genug ist, sich abwenden von Politik und Politikern. Und schaut zugleich nach Menschentum aus, das hier einmal wieder seine Gesetzlichkeit — sei es als Staatsmann oder als Kriegsmann — zur Geltung brächte. Ein derartiger Mensch doch müßte ein großer Tatmensch sein, und der ist selten.

*

Kraus und das Weib: Hier finde ich Scheu in konventionelles Gestrüpp verstrickt; es nindert vielleicht seine Auffassung zu Kraus' Wesen vorzudringen. So sagt er, hier versagend, aus: „Es erregte Verblüffung, als Kraus mit souveräner Verachtung der öffentlichen Meinung . . . die Prostitution als natürliche — nicht als soziale — Kategorie proklamierte. Er wurde dabei zum Romantiker und geriet in einen eigentümlichen Zwiespalt. Während er über die Feministen die Lauge seines Spottes ausgoß, wurde er selbst zugunsten des weiblichen Geschlechtes ungerecht gegen den Mann. Das macht, er ist den Frauen gegenüber zu viel Liebhaber. — Er ist immer Page. Aber die Halbwelt ist doch nur die halbe Welt".

Hier hört man das Konventionelle in Scheu deutlich heraus. Was dieses sich unter Welt denkt, ist erst rect nicht die Welt — wenigstns für den Künstler und Menschen nicht; so auch für Kraus nicht. Der findet die Spur zu seiner Welt mit Recht heute wohl mehr in der „Halbwelt". Sie mag oft verkommen genug aussehen, so abgegriffen und

beschmutzt scheint sie, aber das Natürliche am Weibe ist in ihr noch auffindbar, es ist nicht getilgt. Denn das Weib ist ursprünglich Geschlechtswesen, ist Trägerin einer Geschlechtlichkeit. Gattin und Mutter sind erst Folgeerscheinungen. Die Geschlechtslust an sich hat nichts zu tun mit dem Gattenstand und mit der Zeugung. Wenn sich ein Weib nur des Kindes wegen hingibt, ist bereits ein Vorzug im Weibe einem Mangel gewichen. Freilich ist das Kind die natürliche Folge vollkommener Vereinigung von Mann und Weib — aber eben nur Folge, die vielleicht den Sinn hat, der Lust durch Schmerz Weihe zu geben und so das ganze Gebiet der Lüste zu regeln und zu vertiefen. Kraus aber hält sich nicht auf bei den Folgeerscheinungen — sie liegen seiner Natur nicht —, er dringt weiter vor und verweilt erst vor dem geschlechtlich Ursprünglichen, gleichsam vor der Ursächlichkeit der Lust: vor dem Primärsten am Weib und an der Liebe.

Der „Page" wäre demnach höchstens eine Geste seines Verhaltens — vielleicht die äußerlichste — kennzeichnet aber nicht Kraus' Wesen. Das hat sich hier durch Schutt und Ablagerungen von Jahrhunderten durchgegraben bis zum Geschlecht, als Ursprung der Lust in der Natur — nicht nur in der Menschennatur. Und von hier aus macht er Front gegen den heutigen Stand dieser Dinge und sieht alles aus seiner natürlichen Odnung gebracht. Und sucht und entdeckt diese natürliche Ordnung — wenn auch vielfach entsetzlich zugerichtet — in der Prostitution. Kraus hat auf diesem Gebiet sein Persönlichtes und Stärkstes gegeben, er holt sich daraus sein Leitmotiv, es geht wie ein Grundton durch sein Schaffen, es gebiert das Thema „Sittlichkeit und Kriminalität", es liegt der „chinesischen Mauer" zugrunde, in der sein Hassen zum Brand ansteigt, der der weißen Rasse, die dem Menschlichsten abtrünnig wird, in eine Unterjochung schlimmster Art visionär hineinleuchtet. Es liegt ein Großes in solchem Hassen und mahnt an den Zug alttestamentarischer und altgermanischer Völkerschaften, die unberührt von der Herrschaft des Intellekts nach einer Gottesschaft ausspähten, die noch den dunkelsten Tiefen ihres Menschentums Führer war, an Völkerschaften, die auch bereit waren Gott und Götter, wo sie solcher Führerschaft nicht mehr entsprachen, aufzuopfern.

Kraus' künstlerische Empfänglichkeit läßt etwas unterjocht erscheinen, was den lebensarmen Mächten des Intellekts und der Moral verfallen ist. Wer, der Mensch genug ist, möchte ihm widersprechen! Wer möchte von einer Menge noch etwas erhoffen, die die Schöpfung im Talglicht des Intellekts erschlossen wähnt, das dem Licht des Lebens heimleuchtet, weil dieses aus ewigem Dunkel gespeist wird? Wer möchte noch Freude haben an einer intellektischen Welt, wo sich die Weiber wie Hyänen gebärden, um sich Berufe anzueignen, die den Mann ruiniert haben? Wo die Weiber für Rechte kämpfen, die ihnen Rechte wegnehmen, nur weil eine Moral ihnen zu tun verbietet, wozu sie immer ein Recht haben. Wenn man sich eine solche Welt der Zukunft vorstellt: die Weiber an Berufe gekettet, öffentlich nach Amt, Ehren und Würden trachtend, den Beischlaf, Gatten- und Mutterschaft zum Nebensächlichsten, wenn nicht zum Verachteten, herabgedrückt, — und die Urursache der Ausübung solcher Berufe doch in ungestillter Geschlechtslust in sich bergend, und das Wesen solcher Ungestilltheit in die Berufsausübung unbewußt hineintragend: Wie da die Berufe und die Weiber aussehen mögen? Wie da die Welt aussehen mag, wo solches Regel ist? Gibt es da eine Ueberschätzung der Natur des Weibes solchen Weibern gegenüber? Und Kraus ist der glühendste Beschützer dieser Weibs-Natur. Es macht ihn nicht ungerecht gegen den Mann und noch weniger ungerecht gegen die Weiber und nicht mehr als gerecht gegen die Dirne. Denn es versteht sich nun: daß eine Dirne mehr ist als eine Frauenrechtlehrerin, daß sie besseres Beispiel als diese auch der edelsten Jungfrau geben kann, wenn sie lehrt: sich das Recht zu nehmen, dem Manne Freude und Lust zu sein.

*

Nach dem grandiosen „Pro domo et mundo", das sich wie ein Abschluß ausnimmt und das sich einer vergangenen Sprache bedient, eine ausgewählte Sammlung von Aphorismen über eine vergangene natürliche Ordnung der Dinge zu betiteln, ist es gewiß leichter Kraus auch hinsichtlich seiner Auffassung von Weib und Liebe gerecht zu werden. Ist doch in diesem Werke über eine urewige Häuslichkeit und Weltlichkeit im Menschen ausgesagt, die in „Haus und Welt" von heute niemals hineingeht. (Daher auch vom Autor die mundgerechte Uebertragung ins Deutsche als entsetzliche Entstellung empfunden wird.) Ich setze hierher zwei Aussprüche aus dem Kapitel „Vom Weibe, von der Moral", die Kraus' weites Vordringen auf diesem Gebiete zeigen. So: „Klein ist der Mann, den ein Weib ausfüllt, doch er kann dadurch wachsen". Und: „Die Kinder würden es nicht verstehen, warum die Erwachsenen sich gegen die Lust wehren; und die Greise verstehen es wieder nicht". So weit Vorgedrungenes ist so einfach nie gesagt worden. Nur der noch Eingegrabene könnte daran auszustellen finden!

Noch manches wirft bei Kraus ein eigenes Licht auf dieses Gebiet. So der Satz: „Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück". Klingt das nicht, als wäre ihm das Wort hier Weib geworden?

Kraus' persönliches Verhalten in der Liebe ist damit freilich noch nicht kundgetan, aber vielleicht der Boden, darauf es sich bewegt. Wie er Heilsames von der Lust als Natur weiß, mag er sicher auch Heilsames von der Natur wissen, wo die Lust nicht mehr Lust ist. So mag er, der Nichtlandschafter, vielleicht zum Weibe als zu einer regenerierenden Kraft finden und sein Umgang mit dem Weibe seine Schöpferkraft stärken können, die ja erstaunlich ist. In seiner Rasse führten einmal die Wege sehr in die Tiefe nach dieser Richtung. Dem alten König David trugen sie noch lebenspendende Kraft ein, der Ueberlieferung nach. Uns wurden diese Wege von der Moral verschüttet. Erst der große Walt. Whitmann singt wieder „den Leib, den elektrischen". Und wie unsre intellektische Zeit von allem eine blasse Ahnung hat, die sich oft kindisch betätigt, ahnt sie wohl auch etwas von einer regenerierenden Kraft, wenn sie elektrische Gürtel um erlahmte Lenden legt.

*

Ich habe nun über Kraus ausgesagt, wie ich ihn, als Menschen, empfinde. Erschöpfendes zu geben, maße ich mir nicht an. Dazu kenne ich auch sein Werk zu wenig. Ich halte mir sein körperliches Aussehen nun nochmals vor Augen. Es ist schmächtig, fast zerbrechlich. Aber wer so viel in sich hat, der formt sich daraus seinen Körper. Dann wird der gigantisch. Und ich denke: ein solcher Gehalt bekam nicht umsonst die unscheinbare Hülle. Sie ward ihm Bestimmung zur Erfüllung seiner Bestimmung; sie' machte das Erlebnis in Kraus erst völlig möglich. Er erlebte durch sie umso mehr die Gemeinheit und Brutalität dieser Welt, die vor scheinbar Schwachem mehr sich gehen läßt und ihre rohe Gewalt rücksichtsloser ausübt. Daß Kraus viel Verunglimpfung und Ungerechtigkeit jeglicher Art erdulden mußte, um die Flamme seines Innern zu schüren, ist sicher. So groß, so stark wäre diese sonst nicht angewachsen. Das wäre eines

Das andere ist: Daß in ihm ein Mißverhältnis da sein muß zwischen Gestalt und Gehalt, zwischen Geist und seinem irdischen Behälter: daß da etwas in eine Form gepreßt ist, das eine viel größere Form nötig hätte. Dadurch entsteht gleichsam eine Stauung, ein ungeheurer Druck, der die Kraft sturmwindartig ausströmen läßt. Samuel Lublinski hat in einem schönen Brief Kraus auch als „Sturmwind" empfunden.

Hier setze ich ein, bevor ich ihn lasse. Ich höre sein streitbares Schaffen um Gebäude und Hürden sausen, die eine üble Enge am Menschen errichtet hat. So erinnert er mich an Nietzsche und ist doch völlig anders: angefüllter und bedrängter von der Gegenwart und ohne Landschaft; dabei doch ein Reinemacher, ein Säuberer großen Stils — auch stilistisch. So geschliffen und klar, so knapp und gedrängt zur Tiefe wurde das Deutsche noch nie geschrieben — so sonder Prunk selbst im Pathos. Es mag ihn zum Meister des Aphorismus von Natur aus ungemein geeignet machen, mehr als Nietzsche, der zu seinem Sichdartun ersichtlich mehr Raum — zu seiner Tiefe doch mehr Oberfläche benötigt. Bei Kraus ist hier etwas eminent Uebereinstimmendes zwischen Schöpfung und Schöpfer: Man sieht es ihnen nicht an, was sie sind. Der Aphorismus ist am unansehnlichsten an der Oberfläche, er fließt glatt und in engem Bette. Der oberflächliche Beschauer hält ihn für ein Wässerlein; er versteht ihn nicht, das erstemal nicht, später nicht, niemals, bevor er nicht selber in derartige Flut getaucht ist und ihre Tiefe an sich erfahren hat. Kraus ist demnach im Ganzen auch mehr sprachsäuberlich, als sprachschöpferisch wirkend. Das Säubern geht ihm nach in alle Einzelheiten seines Schaffens. Er verjagt wirklich Nebel, Rauch und Qualm, die eine Absicht der Vielen über die Dinge breitet, um im Trüben zu fischen. (Jeder Künstler sollte ihm dafür Dank wissen.) So schafft er neue Werte, indem er Menschen und Dinge reinigt und so erst ihren wahren Wert ersichtlich macht. Er zeigt auf, daß ein Gleißendes und Blinkendes noch lange nicht Gold ist, und putzt vom Golde die Trübung der Verdächtigung. Wie er alles bestürmt mit dem glühenden Atem seines Temperaments, und was nicht 'echt ist, flüchtig macht und sich verflüchtend! Wie er Klarheit zu bringen sucht in diese trübe Menschenlandschaft Welt, die selbst um Kunst und Dichtung die Nebel des Schachers gesponnen hat! Ein jeder sieht sich selber besser durch ihn. Und mancher erschrickt über sein Aussehen — so klein und niedrig steht er da, dem Schutz der geflissentlichen Trübung der Lage und der Dinge entrissen, die auch Großes klein aussehen ließ und sich so dem Großen verwandt machte. Aber jetzt ist das Kraut auch Kraut und das Kriechholz nur Kriechholz und ein Hügel noch kein Berg und jeder Gipfel ist ersichtlich. So scharf hellte der Sturmwind die Landschaft.

Auch ich sehe mich besser und meinen Stand. Und finde mich noch mehr abseits und einsam gelassen. Das Gesellige hat sich mir noch mehr entfernt. Doch die Zeit steht da, verseucht von künstlich gefügter Geselligkeit, an der kein Sproß mehr Wachstum ist. Und sie hält sich, indem sie sich unterhält: so stützt eines das andere. Da braust der Sturmwind herein mit seinem mächtigen: „Weh der Zeit, in welcher Kunst die Erde nicht unsicher macht und vor dem Abgrund, der den Künstler vom Menschen trennt, dem Künstler schwindlig wird und nicht dem Menschen!" Der Intellekt der Zeit aber versteht es nicht und lächelt über ein Schwindligwerden am Menschen und verlangt nur Unterhaltung vom Künstler. Da wird diesem — der sonst aufsucht, wovor dem Menschen schwindelt — schwindlig vor der Zeit, die so zeigt, daß ihr das „Wehe'!' gilt.

Und der Künstler zieht sich noch mehr in sich zurück und treibt seine Wurzeln in die Tiefe einem Baume gleich, dessen Stand ausgesetzter wird. Und verschwistert sich dem Sturmwind und freut sich dessen klärender Kraft. Und mag es auch vorkommen, daß diese Kraft ihm da und dort sein Zweigwerk knickt, was tut es? Er wird neu treiben — stärker, vielleicht auch höher, mit den Wurzeln noch tiefer. So lernt er immer mehr Stand fassen. Und die Aussicht bleibt ihm frei. Er sieht sich auf sich selber stehen — keinen Halt um sich. Aber den Himmel über sich und eine Gesetzlichkeit in sich. Es wird ihm noch bedeuten: Ein Ewiges über sich — das Ewige in sich!

Gedicht

Meiner rauhen Gebärde trotzige Gegenwart
Wurde längs des Meeres ein versonnener Gang.
Was mein Blut durchklirrte, kampfheiß und hart,
Ist nun zu seligen Inseln leiser Nachtgesang.

Mein verwildertes Haar lieben die Abendwinde.
Alle Gärten atmen mein erblühtes Geschick.
Wenn ich Rosenfülle reich um die Schläfe winde,
Hab ich aller Sterne Glück und Geleucht im Blick.

Und die Wunder des Tags haben mich tief geweiht:
Mit verwunschenen Wolken in die Fernen getragen,
Schweb ich ohne Ziele über verträumte Zeit,
Schimmernd überschimmert von den goldenen Tagen,
Ohne Ziele über verträumte Zeit.

Hans Ehrenbaum-Degele

Mein grünes Kleid

von Grete Tichauer

Ich dachte meine ganze Liebe in dies Kleid hinein. vormittagen im Fieber angesichts meiner hellgrünen Steppdecke. Es sollte nur scharfgrün mit weiß sein, und ich wollte es in Kristiania tragen, wenn ich zu Jens fuhr und Christian Kr. und Sigrid U. besuchte. In Kristiania sollte platter Sonnenschein sein, und ich wollte mit Jens in einem lachenden Auto sitzen.

Ich dachte meine ganze Liebe in dies Kleid hinein.

Dann mußte ich zwar nach Görbersdorf in die Lungenheilanstalt.

Das Kleid kriegte ich aber doch. .

Ganz scharfgrün nur mit weiß. Oben runder Kragen, an den Aermeln ein wenig, und vorn auf der linken Brust in der Tasche ein Tuchzipfel als weißer Fleck. Der Rock geschlitzt bis zur halben Wade. Süßes Kleines-Mädel-Kleid.

Das erste Mal steckte ich (statt des weißen Flecks) die Tasche mit einer herrlich roten Rose zu. Ich habe bis jetzt nur vier solche Rosen gesehen. Drei bekam ich von der Schauspielerin Aagot D. (weil ich so jung war) und jene vierte legte mir mein Kaukasier breithändig eines Morgens auf meinen weißen Bauch.

Ich hatte ganz dünne schwarze Seidenstrümpfe auf meinen Beinen, über die G. G. schreibt, daß sie ihn zu einer Philosophie inspiriert haben.

Ich merkte gleich, wie ich das Kleid anzog, daß es mich königlich machte. Ich war vorher noch blaß, hatte eine große Nase und nebeneinanderstehende gleichgültige Augen.

Aber das Kleid war Erotik; durchtränkt!

Mein blondes Haar fing an rotgelb zu leuchten, und ich wurde im Augenblick wunderschön (Augen, kleine Nase, roter starker Mund). Da schmiegte ich mich in das Kleid und küßte es.

Jedesmal wenn ich das Kleid anzog, wurde ich so schön und konnte tanzen, blamierte mich in keiner kleinsten Bewegung und hatte Macht über alle. Briefe, die ich in diesem Kleid schrieb, wirkten augenblicklich und zuckend, und Blumen, die ich in diesem Kleid gepflückt habe, sind nicht verwelkt.

Das Kleid schenkte mir einmal den einzigen vollkommenen Genuß. Ich ging zu K. ins Zimmer und hatte das Kleid an. Darunter trug ich einen dünnen (Mädelchen-) Unterrock aus puren Valenciennespitzen, Hosen aus durchsichtigem Batist von süßem Schnitt oberhalb der Kniee und flatternder Stickerei, das Hemd bis unterhalb der Brust durchbrochen und lange schwarze Seidenstrümpfe mit hochhackigen Schuhen. Nur der Strumpfhalter war nicht nett. Zwar aus weißer Seide und nichts dagegen einzuwenden, aber Strumpfhalter sind immer häßlich. Mein Haar war glänzend und shampooniert. Das Kleid formte meine Brüste zu Wundern und meine Schenkel zu wütenden Männerschreien. Ich habe nie das An- und Ausziehen so genossen wie dies eine Mal.

Die Sieghaftigkeit des Kleides ist heute nach vier Monaten noch ebenso stark wie damals, als ich es schuf, fieberkrank in Wollüsten nach Jens.

Aber jetzt geht es allmählich kaput, es ist so dünner Stoff. An den Armen ist es schon ganz durchgeschubbert. Aber ich habe es mit Seide zusammengezogen, daß man nichts sieht.

Jetzt habe ich mir ein Samtkleid gestaltet, schwarz schleppend, mit hellem Tuchunterkleid und tiefem Spitzdekolletee, weil mein Hals und Rücken hier so schön geworden ist. Weihnachten soll Alexo daraus Champagner trinken.

Der schwarze Vorhang

Roman

von Alfred Döblin

Sie lachte, sie lachte.

Die Nacht war hereingebrochen, die Luft heimlich geworden.

Da sah Johannes ihre Fenster am Gartenhaus leuchten, Er lief durch die Gartenwege mit halbgeschlossenen Augen, ohne gegen die Schwärze der Bäume anzurennen, den Kopf zurückgeworfen, mit reifen Lippen. Er lief und zitterte, zitterte; — Rostige Tore muß ich auftun. — Er lief, wünschte halb, daß ihn jemand festbände, oder von hinten über den Haufen schösse.

Ihr Haus mit den glühenden Fenstern glich einem Ungeheuer, Charybdis, die ihn mit einem langsamen machttollen Zuge einschlürfte.

Durch die verschlungenen Gänge, Wege, über den Kies, knirschte und klirrte sein Schritt.

Irene saß zusammengekauert auf einem Sessel, wich nicht zurück. Sie hatte nicht den Kopf gedreht und nicht die Augen vom Boden abgwandt, als die Tür klang. Die Hände waren gehoben, die Handteller abwehrend nach vorn gewandt. „Irene, geht alles verloren."

„Noch schütz ich mich, Johannes" — „Ich ha
dich in Blut verlassen, deine Lippen blieben wund
Seine Stimme keuchte über die fahlrote hinwe
In Qual starrte er sie an, die den Kopf zu ihm ho

In ihren Augen begann ein stilles Feuer zu gl
hen, ihre Brust wogte. „Irene, Wüste, Wüste i
alles in mir geworden".

Er riß sie an den Handknöcheln zu sich auf. „S
durfte ich nicht zu Dir kommen. Unsere böse
Feinde wollen es. Wenn ich meine Finger beweg
geschieht nur ihr Wille, nur ihr Wille. Oh wie hät
ich zu dir kommen sollen." Irenes Sehnen un
Muskeln spannten sich drohsam, sie reckte sic
zu ihm auf. Ihr Blick traf ihn; er leuchtete hassend
aber Johannes schloß nicht geblendet die Auge
Er sprach nicht mehr; eine Verwandlung ging m
ihm vor. Sein Gesicht schien zu erkalten; di
Mundwinkel blieben breitgezogen und die gespann
ten Kaumuskeln traten unter der Wangenhaut he
vor. Irene erstarrte nicht. Sie flehte, während si
den Griff seiner Hände an ihren Arm fühlte „O
du mußt sterben, ich sehe es an deinen Augen. D
— aber töte mich."

Sie blühte in seinen Armen auf. Inbrünstig un
hingerissen flüsterte sie: „Schlage mich, Johannes.
„töte mich, ich fleh dich an. Du hast das Recht un
sonst niemand." Sie sah immer auf das erstorben
Gesicht, das sie noch nie gesehen hatte un
das sie so glücklich fand. Seine starken Hände pack
ten ihre runden Schultern, die jubilierend aufbeb
ten.

Irene, dein Hals ist so weiß, ist so weiß — d
lößt mich, — wie heiß sind deine Lippen. Was tus
du mir? — —

Er ging taumelnd. Irene folgte ihm mit den
Blick durch den frühlingsknospenden Garten.

Als sie wieder im dunklen Zimmer lag, atmet
ihre Brust wild und tief, flog vom Dunkel gedeckt
über ihr Gesicht ein höllisches Lächeln. Sie wa
ihm gewachsen. — Johannes ging stumm durch
den Garten und die Straßen, mit breiter Stirn und
schluckte oft. In ihm gings nicht so seelisch vor, ihn
erfüllte nur das Gefühl seines Körpers, das Auf
stampfen der Füße, das Wiegen der Arme. Er hatte
die Empfindung, als müsse er einen Felsblock mi
den Schultern heben, oder langsam vor sich her
drängen. Dann achtete er auf sein schnaufendes
Atmen nud war in seinem stillen, mondhellen Zim
mer.

Ihn gelüstete nach Schmerz; er sehnte sich un
klar nach Erwachen und Besinnung. Ihm war als
müsse er aus irgend einem Elend aufschreien.

Ungewiß, was er tun sollte, schaute er auf die
stummen, in sich zurückgezogenen Dinge an der
Wand und im Zimmermitten, schlug mit den Knö
cheln gegen die scharfe Tischkante und warf sich
auf den harten Fußboden. Ein hoher Haufen von
Blättern und losen Bognn fiel vom Tisch auf ihn
herab und flatterte wie trockene, starre Frauen
haare über sein Gesicht. Er schleuderte die Blätter
auseinander, wühlte, begrub sich in ihnen, und sei
ne Hände zerrissen und zerrieben sie, während das
düstere rettungslose Gesicht unbeweglich blieb
und aus dem offenen Munde dröhnende Laute ka
men.

Er wälzte sich in den Papieren. Als seine Finger
einen Glassplitter am Boden fasten, presste er ihn
tief in seine Lippen, schluckte, indem er sich auf
richtete und ganz erhob, mit trunkener Ruhe das
heiße Blut, das tropfenweis auf seine Hand fiel und
dessen Glut und feuchtes Purpurrot ihn erzittern
ließen. Er atmete rascher nd unruhiger, trocknete
seine Hände ab und betrachtete sich im Spiegel,
aus dem ihn ein mondweißes, scharfschattiges frem
des Gesicht anstarrte.

Moriz Melzer | Original-Holzschnitt

Zum Fenster schlug kühle Nachtluft herein. Er lehnte an der Wand, während sein Blick unachtsam die Papierfetzen und die Blutlache streifte.

* * *

Er warf den Kopf in den Nacken. Keine Ruhe wollte über ihn kommen, auch kein Ermatten durch lange Tage. „Liebe kann nicht sein unter Menschen. Und wenn es unmöglich ist, so soll Irene das Unmögliche geschehen machen. Sonst betrügt sie mich, Irene, und ich erschlage sie, reiße ihre Brust auf, zerdrück ihr Herz. Und sie entrinnt mir nicht wieder. Soll es büßen, büßen, daß mich keine Liebe lößt." Das Wort ging um ihn herum immerfort. Tiefer versank er in sich, immer wortloser. Er legte den Kopf in den Nacken, suchte sich wieder in den gewaltsamen Willen der Schwere einzufühlen. Dann ging über die grauen Augen der Vorhang wieder auf. Die Augen richteten sich gerade aus und dann langsam nach oben und zur Seite. Es ruhte sich wohlig in der erstarrten Welt. Ging alles um ihn herum: vom Teppich zog es zur Decke, schweifte zur Rechten und Linken, schloß ihn ein und stand ruhig da.

So heimlich wohnlich war diese Welt, es ließe sich wohnen in dieser krampflosen Welt. Mit eins war Alles so grenzenlos, verschwommen, und doch eng zusammengeschlossen und verbunden.

Jeder Ton im Liede klingt und lehnt an den andern, auch Farbe hebt sich gegen Farbe, nichts ist ohne das andere. Nichts gelöst und einsam: Verflochtenheit. Kein Erstaunen bewegte Johannes; in die dumpfe Selbstverständlichkeit war er hineingenommen. Er lauschte starr hinein, wie als Kind, wo er fürchtete, die Dinge mit den rohen Händen der Worte zu zerbrechen.

So dicht trippelnd nah war er den Dingen, denen er auf die Schulter klopfte, sie streichelte ihre seidigen Pfötchen nahm. „Kätzchen, lieb, lieb Kätzchen". Zwischen den Dingen ruhte er Schulter an Schulter.

* * *

Er riß sich grollend los. — Wär doch mein ganzes Leben nicht gewesen. Wer hat mich aus dem Tode zu Todessehnsucht gerufen? Oh wer durfte das? Ein bitterer Abweg von Tod zu Tode ist das Leben.

Eine grausame Unbegreiflichkeit ist es. Ich faß es nicht, wozu sich das Leben über meine Wirbel, Muskeln und Häute geworfen hat. —

* * *

Der Fingernagel des Gesunkenen ritzte das weiche Holz des Tisches; mit schweren, langsamen Gedanken sah Johannes auf die Buchstaben, Zahlen und Zeichen. — Und hier steht es, sinnlos von einem Nagel hingerissen. Sinnlos ist, was der Nagel schrieb, aber das Holz ist doch verwundet. Das Brett hier wird nicht mehr glatt werden, wie man es auch reibt und putzt. Mein Fingernagel hat, der Narr, Ewiges getan. Er hat es dürfen. Daß ich nicht schauere, den Finger zu heben, den Kopf zu bewegen, den Mund zu öffnen.

Die Vergangenheit ist kein Staub, den ich mir von den Kleidern schütteln, damit er wieder in die Luft fliegt; Wohl ist sie abgetan, aber gierig am Maul der Ewigkeit geschnappt. Verrucht ist das Geborensein, verrucht das Wandeln unter dem Licht. Hier steht es, von einem Nagel hingerizt; das Holz mußte es dulden, und so hat man mit mir getan. So hat mich das andere, das draußen, Zufall um Zufall zur Ewigkeit geschleppt, Stückchen um Stückchen in das tote Sammelhaus geschleppt. Erpreßt hat der Zufall mir mein Schicksal; einen Popanz hat man statt meiner gesehn.

* * *

Herabstürzen aus dem weißen Ungefähr, blödsinniges hartnäckiges Klopfen gegen die Kerkerwände. Hoho, hoho. Müßten einmal alle zu kichern anfangen bei dem siebzigjährigen Brüten über den eigenen Nebel. Als träte in einen Wagen ein Beamter und fragte: „Mein Herr, Ihre Karte bitte. Welches Recht haben sie zu leben? "Die Bahnhöfe leer, die Züge bleiben auf offener Strecke liegen, Laternen brennen noch von der letzten Nacht.

Was würden die Wächter sagen, wenn die Strolche in den Anlagen nicht mehr aufstehen würden, keiner raufen wollte. — Wenn einmal, was der Menschengeist in heimlichster Tiefe gerührt hat, sichtbare Gewalt über Nacken und stolze lärmfrohe Mächte gewännen und grausig drohend über ihnen stände. Und so auch über mir. — Willst du? — Johannes, auch über dir?

* * *

So liegt alles still, seellos, aber verflochten, eins ins andere. — Die hassenden Grenzen fielen. Ich wehre mich nicht gegen den Haß, der das Leben ist; das muß ich gehen lassen. —

Willenlos, wie ich hineingerissen bin, muß ich weiter treiben, bis es mich zum Tode schwemmt. Brünstig bin ich zu sterben. Nun faß ich aber den Sinn des Lebens. Auf Vernichtung geht es aus, willentlich in Grausamkeit und Zerstörung lacht es. Zerfleischt eins das andere, doch sättigt, sättigts sich sterbend. Darum ist die Liebe, Krone des Lebens. Wir haben nicht Arme, um uns entzückt zu umschlingen, nur uns zu wehren und zu kämpfen gegen das andere und zu töten, wir Grenzzerstörer. Jeder Kuß verfehlt einen Biß. Ah, darum schnürt sich das Leben zur Zweiheit ein, zu Mann und Weib, daß es sich aufs wildeste packt und zerreißt.

Wie blickten wir uns hassend an, wie wollten meine liebenden Hände sie würgen. Es konnte nicht geschehen, daß wir uns liebten. So war doch kein abgründiger Hohn um diese Liebe. So ist die Liebe das süßeste von allem, weil sie das herzlichste in uns sättigte, an das Tor des Todes klopft, den schwarzen Vorhang willentlich hebt. Schwer hockt das Leben an dem Toten; es ringt und müdet sich mit Stein, Luft und Wasser ab, bis es wieder sie zerrieben hat und hinwirft und auf neue Beute springt.

Ich beneide es um die Danaidenarbeit nicht.

Ueber meine Wirbel, Muskeln und Häute hat es sich geworfen, wacker hat es mich gejagt und auf Beute getrieben; in der Liebe segnet es doch seine fiebernde Hoffnung. Durch alle Welt krampft diese Sehnsucht hin und schluchzt: wie hab' ich sie schluchzen hören.

Sie peitschten mich durch alle Einsamkeiten bis hierher die armen Mächte die ich böse Feinde nannte, — an den Pforten des Todes bitt ich ihnen ab.

* * *

Der schwere breitstirnige und die stolze mit dem starren rotem Haar schlichen bleich und aneinandergedrängt in der scharfen Frühlingsluft zwischen den schwarzen hohen Stämmen. Es war früher Morgen, nach einer Nacht, die beide nicht hatte schlafen lassen.

Hinter Gestrüpp rieselte ein ganz schmaler Bach, an dem sie sich niedersetzten, auf einem liegenden Baume, sich die Hände hielten und von einander weg in die Kronen sahen.

„Warum tanzen wir nicht um die Bäume wie früher, Irene?" — „Komm" antwortete sie zitternd. So gingen sie langsam um einen Baum herum; plötzlich klammerte sie sich an seiner Brust fest und schrie zu ihm, der mit gesenktem Kopfe stand- „Johannes" indem sie in seinen Augen suchte. — — „Ich sehnte mich oft deinen weißen Hals zu küssen, oh Irene"

„Ach, ich wußte es". Da drehte sie sich um sich selbst, preßte ihren Rücken fest gegen einen Baum, den ihre blassen Hände hinten umschlangen- starrte auf Johannes. Langsam und lautlos wie ein Schwan über einen blauen See streicht, erschien ein harter Zug auf ihrem schmalen Gesicht; etwas gewaltsames durchreckte sie.

Sie schrie nicht vor ihm, der näher schritt, preßte starr den Kopf zurück, als wäre sie an den Baum genagelt; aus ihren halbverhängten Augen funkelte es gegen ihn. Seine Augen, der den Kopf gehoben hatte, hingen trunken und delirierend an ihr; die finstere Verzweiflung wich daraus. Sie lachte in aufschäumender Angst und sah hinter sich. Die Arme vorstreckend rief sie: „Hole mich". Immer wilder und tiefer lachte die erwartende. Schritt um Schritt näherte sich ihr der schwere, starke, dessen Züge sich versteinerten. Er stöhnte: „Lach doch, so lach doch Irene" —.

Dann ergriffen seine Hände ihre Arme, sie blühte ihm mit Gelächter und Leben entgegen. Schrie gell auf. Denn wie er sie umschlang, hatten seine Zähne tief in den weißen Hals und die Kehle geschlagen, das Gesicht in den Blutstrom gedrückt schlürfte er an ihrem Halse, die mit leisem Keuchen gegen seine Umklammerung anrang. Er seufzte mit gepreßten Kiefern und zitterte: wie warm, wie warm. Es quoll wie ein Bad über sein Gesicht, lag wie eine rote Binde über seinen Augen. Den bittern Blutdunst atmeten sie: sie kannten sich beide nicht. Durch das Weib rauchte weiß und immer dichter die tödliche Luft; rührte ihr Stirn, Auge, und Kniee- Sie wuchs in die Umarmung hinein, in die Schwere seiner mörderischen Hände, den erstickenden Druck seines Leibes. Aus seinen Armen, die sich lösten, glitt sie seufzend an ihm herunter, er stand über ihr gebückt. deren Mund offen war, deren Adern an den Schläfen stärker blauten. „Oh, liebster, mein purpurn Hochzeitskleid. Maria fährt zur Hölle". —

Sie spritzte ihr Blut nach ihm, mit tiefen Schauern, träumend. Ihre Finger kratzten den Waldboden; sie zuckte, als er sie aufhob. Noch als sie erkaltete, suchten ihre Lippen nach seinem Munde. Er ließ sie achtlos fallen. Seine Blicke suchten an den Bäumen, den Aesten und den weißen Himmel.

Er erkannte halb, wo er war. Dürres Holz Laub und Moos streuten seine schweren Hände über den stillen Körper. Gelbweiß unnahbar war ihr Gesicht. Er stand lange gebückt über der Toten, mit verschränkten Armen und sann nach. Dann betrachtete er seine Hände, wusch sich am Bache. Murmelnd ging er weiter.

* * *

An den Menschenwohnungen schlich er versunken, dämmernd, fröstelnd vorbei. Auf seine Lippen trat unwillkürlich: Wie sie so sanft ruhn, alle die Seeligen. Hoho, geht einer um trägt seine Hände durch die Straßen! — Lilith, die große Verdunklerin, wie raschelt ihr Atem hier, wie betet man zu der Betrügerin. — Meine nassen, blauschwarzen Hände. — Hoho, geht einer um, einer, einer!

Lilith singt hinter dem Fenster: „Itys, ach Itys" hinter den Fenstern. Wenn ich mich in die Stille vergrabe und die rasche Luft zu meiner Gespielin erwähle und buhle mit der grünlichen Bläue des Himmels, — so hold weht kein Wind, so seltsam

Artur Segal: Die Dame | Original-Holzschnitt

leuchtet kein Himmel, daß mich seine Bläue jetzt nicht ausgrinste, daß die Stille nicht blöde, blöde zu mir lärmte. „Itys, ach Itys“ hinter den Fenstern.

Sie zügelt die schwarzen heißen Pferde, daß sie sich bäumen und mit Schnauben hochstehen; riß die Leine? —

Meine nassen, blutschwarzen Hände, — da geht einer um. Sieh du scheue Trauer, sieh meine Hände, sieh daß die dunklen Flammen nicht zusammenschießen und der Brand ausbricht. Am Feuer trockne ich das Blut. —

* * *

Es war Spätnachmittag, als er langsam, die Tür zu Irenes Garten öffnete. Durch die verschlungenen Gänge, Wege über den Kies, klirrte sein Schritt wie sonst. Lange saß er in dem abendlichen Garten Irenes auf der Bank, auf der zum ersten Mal leidend ihre blassen stolzen Mädchenhände an seine Stirn und Schläfen gedrückt hatte.

Murmelte oft vor sich hin: „Irene hat einer gewürgt“. Die gelben Vorhänge ihres Zimmerchens wehten aus dem offenen Fenster heraus. — Schreckhaft und dunkel vergrämt stand er auf, hastete hin und her. Der Wind blies über ihn und kühlte seine Stirn. Der Klang seiner Schritte tat ihm seltsam wohl. Wie fraglos gut alles geworden war; hallend klar und kristallisch grün. Wie eine Fliege im Bernstein sah er es vor sich. Dann rannte er schneller durch die Gänge, ließ sich den flackernden Wind in die Aermel blasen, als wollte er sich forttragen lassen. Ueber seinen ganzen Körper strich der Wind; er zog ihn mit offenen Munde ein. Mit tausend flackernden Armen faßte der Wind nach ihm. Da begann das Itysrufen hinter den Fenstern jach zu verstummen. Während er durch die dunklen Straßen lief, schrie mit eins alles in ihm: Flamme, Flamme! Geht einer um, Hoho! Er mußte sein Opfer vollenden; ja das schmachtende Züngeln empfand er, die bläulichen, weißen, blaßroten und blutigroten Feuersflammen. Seine Bewegungen wurden immer freier, ganz leicht. Er lief mit berauschten Füßen, wie getragen wie gewellt. Durch den mondhellen Wald brach er, kniete hinter dem Gestrüpp an dem schmalen flackernden Wässerlein. Da warf er das Moos und Strauchwerk von der Erde auf, hob die stille, schwere mit beiden Armen und trug sie an den Bach.

Er wusch den blutigen Hals der weißgesichtigen, noch immer lächelnden. Aber ihre starren Haare ließ er nicht naß werden; flüsterte, flüsterte: „Ich war vor Deinem Haus, Reni; ich habe noch einmal alles gegrüßt, auch unsere Bank. Es ist Zeit, ist Zeit. Dich hat einer erwürgt. Wer liebte dich so? — Bist nicht aus meiner Wurzel gewachsen; ich darf nicht „wir“ von mir und dir sagen. Oh das Wort „wir“, — so werfe ich unsern Haß in die Luft. Werden uns in der Feuerluft die Finger streicheln und die Münder reichen. — Reni, sieh mich an, sieh mich doch an. Ich bin so reich, und doch so arm, daß du sterben mußtest. Die Welt ist zerklüftet, es gibt nirgends Brücken. Ich halte deinen Kopf; so fremd bist du mir, daß kein Gedanke von mir dich fassen kann. So fremd bist du mir, die ich liebe, daß meine Sehnsucht sich morden muß, um dies zu vergessen. So fremd bist du mir und verschleiert von solchen Engen, daß alle Welt zerbrechen müßte und in Stücke fallen und den Geist aufgeben, weil dies geschehen kann.

Komm du Glückselige, meine Wonne taumelt zu dir, du, unsre Brautnacht flötet und schmettert. — Du haßt mich nicht mehr. Du kannst mich nicht mehr fassen. Bist jetzt ein weicher Fleischklumpen, schwer, krampflos, bist jetzt nicht — mehr — Irene —, du rothaarige, lächelnde. Du bis jetzt nicht mehr Irene, wo dein Haß nicht wo dein Haß nicht mehr ist. — Komm es ist Zeit“. — Er starrte verwirrt auf die Tote, stand langsam auf. — Wer ist das da? — Ich kenne den Klumpen nicht. Wo ist Irene? Den Klumpen kenne ich nicht. — Wer hat das getan? Wo blieb es, das blutgierige, geballte dem ich nachstellte, hinter ihren Augen, ihrer Stirn, ihrem Sprechen, ihrem Lachen; es ist schon verweht. Jetzt will mich Irene morden, so will sie mich morden. Noch jetzt lächelt sie mir Hohn. Ich wollte eine Tür öffnen“. — Rings um den Baum ging er schichtete einen hohen Scheiterhaufen. Harten Gesichts hob er das tote Weib mit beiden Armen auf und lehnte es fest gegen den geborstenen Stamm. Dumpf schaute er auf die Stumme hin. Schüttelte wild ihre Schultern, würgte an ihrem Hals. „Reni“! Wo bist du? Was lächelst du, so sprich doch, was soll dein Lächeln bedeuten? — Oh du Verfluchte. Weit ins Leere habe ich sie abgestoßen, zu den Mächten. Ich selbst bin mit ihr gestorben. Ich wollte eine Tür öffnen“. — Dick qualmte es um seine Brust, dessen Hand in dem spröden Haar des Weibes wühlte und riß. Die Flämmchen spöttelten des weißen Mondlichts über dem schwarzen Geäst. —

Von ihr ist nicht die Rede, ich wollte Irene nicht. Ich wollte keine Liebe. Meine Einsamkeit wollte — ich — verlassen. Oh ich versteh dein Lächeln, wie ich es immer verstanden habe, nun höhnst du meiner dort — im weißen Ungefähr und springst, daß ich alle Fäden zu dir zerrissen habe, dich nie berührt habe, solange ich auch um dich rang; Bei den Mächten bist du, die Macht, und kein Tod macht meine schreiende Einsamkeit schweigen. Und — kein Tod löst mich, in alle Ewigkeit schließt mir die Tore auf! Kein Fenster habe ich zum Schauen keine Hände die Riegel zu brechen, keine Füße davon zu laufen. Tod ist das Leben, leichenstarr das Leben; es gibt kein Leben, sonst müßte es Liebe und Hände geben, Tod ist das Leben, was auch die Bäume wehen und der Mond und alles, was hier schwirrt und diese Flammen hier, diese heißen Flammen.

Steifer Tod bin ich mit all meiner Angst, Johannes, und es gibt kein Erwachen zum Leben. Die Mächte, ja sie, die meiner spotten, die blöden, haben dies Verlangen und Irene selber ersonnen, gegen mich. Wie sie mich brannten, wie sie mich brennen!

Ich höre ihr gelles altes Gelächter. Oh — ich — ich weiß, was ich tue, ich — lache — mit —.“ — Da schlug eine große Flamme, plötzlich aus den zuckenden zusammenschließend, mit weißen Händen über den keuchenden verzerrten Mund. Sie umwallte löwengierig den Baum.

Mit Faustschlag und Fußtritt warf sie ihn um, gurrend und einschmelzend wälzte sie sich über die Aeste und hockte mit grinsender Zärtlichkeit neben den Menschen nieder.

Sie wuchs aus der Erde auf, bog die zottigen Finger mit Krallennägeln nach den Brüsten und schrie mit Gelächter: „Meine Kinder! Meine lieben Kinder! —“

Ende!

Gedichte

von Paul Zech

Sommerqual

Oh Sommerqual, wenn die metallnen Dächer flimmern
und das verdünnte Bier im Trinkgefäß versiegt!
Oh Sommerglut, die unsre Nacken krümmer biegt
und hundert Henker wirbt die Qualen zu verschlimmern!
Nur jetzt nicht wissen daß dies Glühn die Felder segnet
und am Spalier die runden Früchte reifer kocht,
indes erhitztes Blut an unsre Schläfen pocht
und Schweiß von den geschwärzten Stirnen niederregnet.
Oh Sommer den wir so wie einen Fluch verspüren
und der uns bis auf die erschlaffte Scham entblößt!
Oh Sommer der uns zwingt ein Leben ohne Sinn zu führen
und unsre Frauen die verweinte Kinder tragen
tags in die engen Höfe der Kasernen stößt,
wie man die Rinder zwängt in schmale Schlächterwagen.

Wir

Wir sind die Ausgelöschten aus dem Buch.
Verschwisterung von Mutterschmerz und Vaterfluch.

Die Gottheit, der wir untertänig sind,
schlug uns mit Blitz und Wortschwulst blind.

All unsre Tage verblühn im Drehgestell,
Dampf dreht das Karussel.

Schwindsüchtig hat uns der Schweiß gemacht.
Kinder zeugten wir ohne Bedacht.

Die aufwuchsen, sind ärmer wie wir,
Die Schwachen zertrat wer wie ekles Getier.

Oh immer die Sorge ums liebe Brot:
Hungern heißt atmen, Sattsein ist Tod.

Leblose Speichen sind wir am Riesenschwungrad,
Sandkörner die der Wind bald verweht hat.

Anziehender, Schlaf

Der du am Fenster lungernd die Sterne zählst,
duck tiefer den Nacken;
ein fremdes Geschwirr will dich packen,
Verschleirung, der du dich nimmer entschälst.

Schon wogt es im Fernen wie Sintflutsturz.
Bau Archen du Noahssohn, Archen!
denn die Söldner der blinden Monarchen
schlagen im Fliehen alle Brücken kurz.

Arme Lichter erloschen im Tal.
Ueber der Kuppeln halbmastne Fahnen
thront schwarz der Baal.

Mühsäliges Steuerbordbahnen:
Welt war einmal!
Welt und die Stammbaum-Ahnen.

Der Stil der Linie

von Lothar von Kunowski

Beginnt der Künstler die poesievolle überzeichnung, so wird alles, was allgemeiner Natur ist, die große Form, die Hauptschattenmassen, die breiten Dunkelheiten der Oberfläche aller Gegenstände, sich durch ziemlich gleichförmige Strichlagen, also durch gerade oder kreisförmige Linien von indifferentem, mehr mathematischem Charakter an geeigneter Stelle wiedergeben lassen, deren Verhältnis und Kreuzung das Auge zwingen, die allgemeine Form, Färbung, Schatten- und Lichtmasse zu sehen. Je mehr aber der Künstler an Stelle

gelangt, an denen aus verhüllendem Dunkel und Blenden des Lichts, die Gegenstände durch Eigenheiten zur Sichtbarkeit streben, je mehr er das Charakteristische der Objekte wiedergeben will, desto mehr wird sein Strich vom konstruktiv und mathematisch Regelmäßigem abweichen und den Formen der Gegenstände nachgehen. Da aber die Formen selbst nicht nachgeahmt werden können, so liegt alle Individualisierung des Allgemeinen und Typischen lediglich im Verhältnis der charakteristischen Linien zur Geraden oder Kreisförmigen und irgendwie mathematisch regelmäßigen Linien. Dieses Verhältnis macht den Stil aus. Man kann keinen Stil ausklügeln, sondern das Verhältnis der charakterisierenden zu den indifferenten Linien ist ein Ergebnis der Phantasie, die sich in Bewegung setzt, nach Analyse der Erscheinung. Mit innerer Notwendigkeit läßt sie aus den Massen der Geraden, die allgemeine Form, Schatten und Färbung angeben, die charakteristischen, geschlängelten, gekrümmten, geknickten Striche als Symbole der Einzelheiten und des Individuellen herauswachsen. Sie überträgt das Gesetz der Naturerscheinung in die Sprache der Linie, an deren Wandlungen es neu als Gesetz der Linie, des Stils erscheint und nichts mehr mit seiner Herkunft aus der Natur zu tun hat. Das Gesetz der Natur fällt in die Wahrnehmung, das der Linie ist ein geistiges Gesetz der Phantasie. Der Stil ist Erzeugnis des produktiven Geistes, der mit der Natur seines Materials und dessen Entwicklungsbestreben im Kunstwerk sich vertraut gemacht hat.

Wer in phantasieloser Naturabschrift stecken bleibt, dessen Linien werden ihre Formen allein von der Natur erhalten, zusammenhanglos, gesetzlos bleiben. Im stillosen Kunstwerk versteht man nicht den Zusammenhang der Einzelheiten mit dem Ganzen, man begreift nicht, warum eine Einzelheit gerade da oder dort zur Sichtbarkeit gelangt, weil sie nicht herauszuwachsen scheint aus dem Ganzen. Also fehlt mit Stil solchem Kunstwerk die ästhetische Notwendigkeit. Zweifellos wird die Naturstudie niemals die stilistische Vollendung freier Schöpfungen besitzen, aber dennoch schon die Phantasie keimen lassen, weil ohne diesen Keim, der sich als Stil der Naturstudie zeigt, keine Studie Verwendung in einer freien Schöpfung finden könnte. Sie stünde ganz außerhalb des Bereiches der Phantasie, würde nie in sie eingehen.

Das harmonische Verhältnis der individualisierenden und der indifferenten Linien gibt erst die Komposition. In ihr muß jeder Strich ähnlichen Wert besitzen, wie ein Ton in einer Symphonie. Man wird in der Zeichnung, wie in der Musik, gleichsam Solistimmen unterscheiden vom allgemeinen Chor. Jene sind die individuellen, diese die indifferenten Linien. Die individuelle Linie gibt den Ausdruck der Formen, die indifferente die Konstruktion, den mathematischen Aufbau der Körper. So drückt in der Landschaftszeichnung eines alten Niederländers jeder individuelle Strich ein Blatt, einen Zweig, eine Wurzel, eine Blume, die Haare eines Tieres, die Faserung eines Balkens, die Biegung eines Baumstammes aus und erweckt den Anschein des Reichtums der Natur, die nirgendswo leer ist, in allem Wechsel von Licht und Schatten doch Einzelheiten in ungezählter Fülle zeigt, zugleich aber finden wir zunehmend indifferente Linien den großen Typus der Bäume, Wiesen, Tiere, Brücken, Häuser, der Perspektive ausdrücken und ganz gerade Linien durch Strichlagen die Abstufungen von Schatten und Licht geben den großen Mittelschatten, die dunklen Figuren darin, die Schlagschatten. Eine innere Notwendigkeit verbindet alles Individuelle mit dem Typischen, so daß man nichts wegnehmen könnte, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören. Alle Linien zusammen erzeugen eine gemeinsame, musikalische Stimmung von bestimmtem Grade der Helligkeit oder des Halbdunkels.

Solche Zeichnungen werden immer seltener, die Einseitigkeit nimmt überhand, man sieht kaum jemanden Bäume zeichnen, die Blätter haben, andere sehen nur Aeste, aber keine Schatten, wieder andere nur Form, keine Farbe. Das Leben aber mit allen Aeußerungen vermögen verschwindend wenige zu geben. Einige Ausbildung, die den Strich respektiert und darauf abzielt, jedem einen symbolischen Wert zu verleihen, ist besonders zu wünschen für das Zeichnen auf Kupfer, Holz und Stein, damit man das Material nicht vergewaltige, um eine unsichere Zeichnung durch Schaben, Kratzen und andere Kunststücke interessant zu machen oder sich genötigt sehen, Zufälligkeiten der Druckerschwärze als Geniestreich auszugeben.

Jeder Strich ist Symbol einer Stelle der Natur und nicht mit ihr identisch, denn nur durch Verhältnis zum ganzen Organismus der Zeichnung erhebt er sich zu höherer Bedeutung, als er für sich allein besitzt. Für sich allein hat kein Strich Bedeutung, sondern gewinnt sie erst als Mittel des Betrachters, Vorstellungen zu erzeugen, die nicht identisch mit der Zeichnung, deren Details nicht identisch mit den einzelnen Strichen sind

Ein Strich ist also Symbol, insofern er durch gesetzlichen Zusammenhang mit anderen Strichen Erreger wird von Vorstellungen, die weit über die Vorstellung des Striches hinausgehen, indem zwei Striche eine Meile Weges bedeuten können. Striche ohne gesetzlichen Zusammenhang erzeugen keine Vorstellung, die über den Strich selbst hinausgeht, erzeugen keine Schattentöne, kein Licht, Form, Farbe, Raum, Bewegung. Eine Zeichnung ohne Stil ist tot, wie eine Linie ohne Beziehung zu einem Leben, dessen Erscheinung sie symbolisiert, bedeutungslos ist.

Es haben neuerdings einige behauptet, die Linie an sich habe aesthetischen Wert. Allerdings gibt es einen Umstand, der diese Meinung begünstigt. In allen Perioden großen Stils bemerken wir, wie die charakteristischen Schwünge, die der Künstler als Variation der indifferenten geraden Linie im Naturstudium gefunden hatte, durch Phantasie in alle Werke übernommen wurde. Wir sehen, daß man den Schwung der Linie, durch den man ein Blatt ausdrückt, überträgt auf den Ausdruck der Form eines Tieres, und dessen Form klingt wieder in dem Schwunge, mit dem man eine menschliche Gestalt individuell macht. Aehnlichkeit im Stilisieren aller Gegenstände ist zurückzuführen auf die in jeder Kunstperiode wachsende Einsicht in das Gemeinsame der Typen auf Grund der Erkenntnis von der Gemeinsamkeit des Lebens aller Wesen. Der Schwung der Linie, welcher in jeder Naturstudie möglichst der Naturform gerecht zu werden sucht, indem man selbst kleine Einzelheiten wie Blätter, Gräser, Blumen auf einen besonderen Typus bringt, wird mit der Erkenntnis der Verwandtschaft gewisser Gruppen von Erscheinungen zu einem dieser Gruppe gemeinsamen Schwunge. Schließlich scheint jede Stilperiode im Gegensatz zu einer anderen, eine sie kennzeichnende, typisch wiederkehrende Linienführung zu haben Das ist eine Wandlung der Linie, durch welche sie die Läuterung der der Natur entnommenen Urtypen begleitet.

Die reine Phantasiekunst zum Schluß verbindet mit der Linie eine ungeheure Summe komplizierter Vorstellungen. Wir finden den Rokokostil mit reinen Linien-Gebilden Ornamentik darstellen, welche die Phantasie lebhaft beschäftigt. Solche Linien-Gebilde der Gothik, des chinesischen und altgermanischen Stils sind die Verführer zu Linienorgien der Neuzeit. Aber der moderne Künstler bedenkt nicht, daß die Linie des Rokoko und des Chinesen eine nicht ausgeklügelte, sondern nach dem Gesetz der Phantasie gewachsene ist, die nur deshalb wirkt, weil dieselbe Linie in den früheren Stadien ihrer Anwendung das Symbol reicheren Lebens war, in dessen Darstellung sie ihr Gesetz, der Stil seine Regel erhielt. Linien, die nicht zuvor der Darstellung des Lebens oder der Konstruktion wirklicher Dinge gedient und ihr Verhältnis zueinander gewonnen haben, indem sie das Verhältnis des Typus und des Individuellen wirklicher Erscheinungen ausdrückten oder das Spiel der Kräfte in Geräten unserer Erfindung, werden stets als sinnlose Schnörkeleien erscheinen. In derartigem Geschnörkel löste das hektische Ornament der Azteken sich auf, zersetzte die geringe Kenntnis wirklicher Körperformen, umkreiste Ohr, Mund, Nase, Augen und Stirn der Götzenbilder, machte sich Gedärmen gleich am Leibe zu schaffen, bog sich Bein, Arm und Finger nach Belieben zurecht und kletterte, nachdem sie den Körper aufgesaugt, über Rahmen, Pfeiler, Wände und Gesimse einer gierigen Schlingpflanze vergleichbar, die alles Organische erstickt, bis sie selbst als wildes Gekröse zusammenfällt, in unseren Tagen wieder auflebend als Zersetzung verknöcherter Stile, ebenso gierig im Ranken und Ueberspinnen von Haus, Wand, Tisch und Teller, Urne und Teppich, ein Geschöpf ohne eigene Architektur und unfähig die Konstruktion dessen, was sie überwuchert, sichtbar zu machen, eine große Lüge, die den Mangel an Erfindung neuer Konstruktionen in Gerät und Bauwerk verkleiden und statt des aufgefressenen alten einen jungen Stil erheucheln soll. Nur wenige entrannen dem Verderben.

Konstruktion und ihr organischer Ausdruck sind nicht minder ein bestimmendes Gesetz für den bildlichen Zeichner. Auch er soll ein Gerüst der Erscheinung finden oder erfinden, bauen und von sich nicht mehr reden lassen durch Variationen der schlichten mathematisch-dynamischen Linie als in ihm steckt an Finden und Erfinden. Die Natur ist voll von Konstruktion und voll von Ausdruck. Durchschneide die schöne Gelenkkugel eines Beinknochens und beachte, welche Künste des Stützens, Tragens, Brückenbaus der Fasern das schlichte Rund der Kugel ausdrucksvoll umschreibt, nicht als leere Linienphrase, sondern als Deuterin verborgen bildender Kräfte. Schau das starke Netzwerk spitzenartiger Gebilde, das Eirund der Melone und ihren Gehalt, Kerne und deren Nahrung umklammern, zugleich die Form und den Wert des Inhalts ausdrückend.

Keine Linie keiner Kunst war bescheidener, einfacher, vornehmer und zugleich so reich, so ganz Leben und Ausdruck als die Linie der Aegypter. Niemand war sich dessen so bewußt, daß Grenzen im Kunstwerk und Grenzen wirklicher Naturkörper nie identisch sein können, sondern, daß jedes schöpferische Werk auf frei erfundener Konstruktion beruht, von deren Geraden die Linie nur soweit abweicht, als es der Ausdruck der Erscheinung verlangt, daher der Aegypter mitten hinein in sein Land Pyramiden, Obelisken und Pylonen stellte und von deren herben Liniengerüst den Umriß der Königsstatuen, Sphinxe und Ornamente, Bilder und Schriften nicht einen Milimeter mehr abweichen ließ als der Ausdruck ihrer übereinfachen Erfindunngen gestattete, sodaß über Rücken, Brust, Tatze, Anthitz einer Spinx die Linie desselben Steins in Freiheit erzitterte, der in Pyramiden schmachtet unter dem Gesetz des Dreiecks.

Unsere Aufgabe ist es nicht, den oft langweiligen Kontur der Kartonzeit heraufzubeschwören. Wir machen einen Unterschied zwischen nachahmender

Linie und schöpferischer. Langweilig wird jeder Umriß, der den Grenzen der Körper einfach nachfährt, der also die Form sucht, ohne ihr Verhältnis zu Schatten, Farbe und Bewegung gleichzeitig zu erwägen, wiewohl jeder Anfänger stets von Nachahmung ausgeht und erst allmählich sich von der Natur befreit, je mehr er sich seiner schöpferischen Fähigkeiten bewußt wird. Unser Umriß ist ein verjüngter und stets zu verjüngender. Er wird geboren aus den schwebenden Tonflächen, in denen wir Form, Schatten, Farbe und Bewegung alle andeutend zusammenrufen, in Brennpunkten oder Empfindungspunkten als zusammenhängend erkennen. Unser Umriß scheidet sich aus dem Wallen aller Elemente der Erscheinung; was die Form nicht finden hilft, hilft der Schatten finden oder die Farbe oder Bewegung. Der Kontur der Japaner verlor seine Entwicklungskraft durch Unkenntnis der Schatten und Mangel starker Architektur. Unser Umriß ist anfänglich ideelle, weniger mathematisch gedachte als empfundene Verbindung von Brennpunkten und wird durch gerade Visierlinien ausgedrückt, die leicht Stellung nehmen zum Viereck der ganzen Fläche. Danach aber ist er Abweichung von den Visierlinien, also Abweichung vom Rahmen und von der Architektur, die den Rahmen unseres Bildes umgibt. Er ist feinste Auswahl möglicher Verbindungen zwischen den Brennpunkten zum Zwecke nicht der Nachahmung von Naturformen, sondern zum Zwecke des Aufrührens von Vorstellungen, die in der Naturstudie der Naturerscheinung gleichen, in schöpferischer Arbeit eine ungeahnte Natur vorstellen lassen. Nie werden wir versuchen, eine Wangenlinie nachzuahmen, da wir wissen, daß eine gerade, also der Natur unähnliche Linie die Backenkrümmung sehr wohl ausdrücken kann, indem anstoßende Linien der Zeichnung sie zu krümmen scheinen nach dem Gesetz des Aufbaus, das in der Zeichnung unabhängig von er Natur steckt.

So unrecht wie die haben, die in Nachahmung der Natur verweilen, haben die, welche sagen, es gäbe keine Linien in der Natur. Ohne Zweifel enthalten die Körper Grenzen, die man berühren kann, und ihre Erscheinung Linien, in denen sich die Körpergrenzen zu erkennen geben. Aber diese Linien stehen zu den Strichen des Griffels in ähnlichem Verhältnis wie die mathematischn Dreiecke zu gezeichneten. Kein Mathematiker ist darüber im Unklaren, daß die Kreise, Punkte, Dreiecke seiner Wissenschaft nicht identisch mit gezeichneten Dreiecken sind und daß eine gedachte Linie mit Lineal und Stift nicht nachgemacht werden kann, da sie als kürzeste bloß denkbare Verbindung zwischen zwei Punkten angenommen wird. Vielmehr sieht er in der Zeichnung nur ein Hilfsmittel für die Phantasie in ihrem Drange, Vorstellungen auszugestalten, womöglich hinaus über die Eindrücke wirklicher Naturgegenstände. In der Natur scheinen die Linien gleichsam gemacht zu werden von Kräften, die aus einem Brennpunkt organischer Formen in den anderen streben, also von Knospe zu Knospe, im Winkel von Stamm zu Ast und Zweig. Im Kunstwerk wird die Linie lebendig und Ausdruck von Kräften durch einen Ueberschuß unserer Phantasie. Ihn empfängt der Künstler aus dem erkannten Spiel der Kräfte in Form seines Werkes, das in uns wecken soll, was an Ueberschuß der Phantasie unausgereift im Geiste schlummert, stets bereit eine Welt aufzubauen, die unseren Taten vorschweben soll. Die Linie in der Natur wird nachempfunden als Ausdruck der Konstruktion wirklicher Körper. In der Mathematik wird sie gedacht als kürzeste Verbindung von Punkten oder als Weg von Punkten auf konstruierbaren Bahnen. Im Kunstwerk wird sie vorgestellt. Stellt der Mathematiker Kreise, Dreiecke, Kegel dar, so reicht er schon hinein in das Gebiet der Kunst. Und umgekehrt: konstruiert der Künstler seine Verbindung zwischen Brennpunkten der Erscheinungen nur denkend und nicht empfindend, nicht nach Ausdruck drängend, so reicht er hinein in das Gebiet der Wissenschaft. Diese Berührung von Kunst und Wissenschaft kann nie ganz vermieden werden und soll auch nicht vermieden werden, denn sie hat ihre Wurzel ini der Natur selbst, in der wirklichen wie in der des Geistes, da jeder Mensch mathematische und künstlerische Fähigkeiten zugleich in sich birgt und da die wirkliche Natur zugleich eine sich selbst wissenschaftlich konstruierende und künstlerisch ausdrückende ist. Die Natur beschließt in sich Mathematik, Physik und Kunst zugleich. Ohne ihre Wirkung auf den Geist vermag der weder Bilder hervorzubringen, noch geometrische Figuren, noch physikalische Instrumente oder Maschinen, noch Kunst noch Wissenschaft. Beide können der Natur nicht entraten und beide bedürfen einander als Zweige desselben Geistes, da der Mathematiker von Punkten, Kreisen, Vierecken, Kegeln nichts wüßte, läge nicht in der gesamten Natur in Blumen, Gestirnen und Steinen ein Anlauf zur Mathematik, zu denkbaren, konstruierbaren Raumgebilden. Er würde anderseits nie unabhängig von der Natur die freien Gesetze der Mathematik aufstellen können, wenn er nicht als Denker auch in gewissem Grade Künstler wäre, fähig in der Phantasie Raumgebilde zu modellieren nach seinem und nicht nach dem Gesetz der Natur.

Stellt die die Mathematik unabhängig von Erfahrung, also a priori Gesetze auf, denen sich alles Wirkliche beugen muß, so sind nicht minder die Schöpfungen des Künstlers Verkünder von Gesetzen a priori, von Gesetzen des Raumes, der Proportion und Rhytmhik, in die die wirklichen Geschöpfe erst hineinwachsen sollen Die Kunst hat praktische Bedeutung so gut wie die Mathematik. Sie schafft Gefäße für den Aufbau von Vorstellungskomplexen und Vorbilder der Tat.

Da ein Wissen unabhängig von der Natur doch ohne die Natur unmöglich ist, so müssen wir ein Wissen a priori auffassen als Wunder, als Schöpfung eines Geistes, der von der Natur sich befreit, um ihr die Gesetze zu geben, die sie sich selbst ohne den Menschen nicht geben kann. Gesetze kann nur geben, wer das Bedürfnis dessen kennt, dem er Gesetze gibt. Die raumumschließende, raumdeutende, raumfüllende, raumschaffende Kunst, Architekt, gewerblicher Künstler, Maler, Zeichner, Bildhauer müssen ebenso wie die rechnende und konstruierende Technik von der Natur unabhängige Prinzipien erzeugen und befolgen, soll Stadt, Park und Land mit Mensch und Tier sich ihren Anordnungen fügen. Diese Prinzipien kann nur aufstellen, wer sie aus der Kenntnis des Bedürfnisses der Natur, aus ihrem Drange nach Sichtbarkeit erzeugt in dutscher Sprache ist vielleicht durch diese Eigenhat.

Durch die Nacht

Ein Auto jagt vorbei auf schiefen Rädern.
Die Steine schaukeln wie auf weichen Federn.
Und laufen hoppernd unter allen Füßen
Zwei Hände sich zu Hindernissen türmen.

Ueppige Weiberbrüste gehn spazieren
Ein Gasthausschild will sich noch strangulieren
Die weißen Bogenlampenlichter kreischen
Ein offnes Fenster will sich gar zerfleischen.

Die Nacht krallt ihre Finger in die Gassen
Ein geiler Mensch will eine Dirne fassen.
Ein Winterrock wird sich durch Gehn ermüden,
Und spricht in großen Gesten Plattitüden.

Heinrich Nowak.

Beachtenswerte Bücher

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Falle statt

BOTHO GRAEF
Hodlers und Hofmanns Wandbilder in der Universität Jena
Verlag Eugen Diederich's / Jena

FRANCIS VIELÉ GRIFFIN
La Lumière de Grèce
Paris Editionsde la Nouvelle Reoue Française / Marcel Rivière et Cie

THADDÄUS RITTNER
Ich kenne Sie / Novellen
Wien und Leipzig / Deutsch-Oesterreichischer Verlag

ALDO PALAZZESCHI
Il Codice di Perelá
Romanzo Futurista
Mailand / Edizioni Futuriste di „Poesia"

ALBERT EHRENSTEIN
Der Selbstmord eines Katers / Novellen
München / Verlag Georg Müller

F. T. MARINETTI
Distruzione / Poema
Mailand / Edizioni Futuriste di „Poesia"
La Momie sanglante
Poeme dramatique
Editions du „Verde e Azzuro" / Milan
D'Annunzio intime
4e édition
Editions du „Verde e Azzuro" / Milan
Le Roi Bombance
Tragédie satirique, 3e édition
Edition du „Mercure de France" / Paris
La Ville Charnelle
4e édition
E. Sansot et Cie. / éditeurs / Paris

CARL DALLAGO
Philister
Brenner-Verlag / Innsbruck.

KARL KRAUS
Nestroy und die Nachwelt
zum fünfzigsten Todestag
Verlag Jahoda und Siegel/Wien

Notiz

Die Holzschnitte auf der fünften Seite jede Nummer sind von Mitgliedern der Neuen Sezessio

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSE

Ständige Ausstellungen der Zeitschrift Der Sturm
Königin-Augusta-Strasse 51
gegenüber der von-der-Heydt-Strasse
Zurückgestellte Bilder
des Sonderbundes/Köln
Kandinsky / Marc / Jawlensky / Werefkin / Bloch Münter
Geöffnet täglich von 10 bis 6 Uhr
Eine Mark

KÜNSTLERISCHE RÄUME

ALBERT KOBLINSKY
BERLIN-BRÜCKEN-ALLEE 6

Café-Restaurant
Odeon
Bar
Charlottenburg
Bismarckstr. Ecke Neue Grolmanstr. 3.

Les Marges
5 rue Chaptal / Paris
Diese literarische Zeitschrift veröffentlichte das französische Original der Tagebücher Flauberts, deren Uebertragung in Deutschland verboten wurde.

L'Effort Libre
früher: L'Effort
Monatsschrift
:: Herausgeber: ::
Jean Richard Bloch
Poitiers (Vienne)

L' Indépendance
Halbmonatsschrift
Künste, Kultur, Philosophie, Politik
: Jahresbezug: 15 Francs :
Paris / 31 rue Jacob

Theaterbühnen
liefert und verleiht
Minuth G. m. b. H.
Berlin 26, - Mpl. 4612
Oranienstrasse 6

Wichtig für die Herren Chefs!!

Stenotypistinnen, nach dem
„Tast-System"
ausgebildet, leisten
30-50 Prozent mehr
als die nach der alten Methode
::: ausgebildeten Typistinnen :::

Interessenten erhalten weitere Informationen von:
Smith Premier Typewriter Co.
Berlin W 8, Friedrichstrasse 62
Tel.: Zentrum 11734/11736

Schont die Nerven.
Wirklicher Bohnenkaffee · Kein Surrogat.

Les Editions de la Nouvelle Revue française ont publié
Emile Verhaeren: Hélène de Sparte / drame en 4 actes
Paul Claudel: L'Otage / drame en 3 actes
L'Annonce faite à Marie / mystère en 4 actes
André Gide; Isabelle / récit
Ch.-L. Philippe: La Mère et l'Enfant
Lettres de jeunesse
Chaque volume 3,50 francs
31 / rue Jacob / Paris

Ausstellungen, Salons Kunsthandlungen etc.

CASPER'S Kunst-Salon

Potsdamer Strasse 19 — Eintritt 50 Pf

Kollektion Gemälde von d'Espagnat und Schwarz-Weiss-Ausstellung von

Corinth	Klimt	Raffaelli
Forain	Leistikow	Paetschke
Hance	Liebermann	Skarbina
Helleu	Menzel	Slevogt

GRAPHISCHES KABINETT

Buch- und Kunsthandlung, Antiquariat, Verlag
:: BERLIN W 15, Kurfürstendamm 33 ::

Ständige Ausstellung moderner Graphik

Im Eckhause, gegenüb. d. Sezession Eingang Grolmannstr.
Illustriert. Katalog u. Prospekte : : : : gratis. : : : :

:EINTRITT FREI:

Ankauf guter Graphik und illustrierter Bücher

Atelier Hanni Schwarz

Inhaberinnen: Marie Luise Schmidt u. Hanni Schwarz
:-: **Berlin W 30, Hohenstaufenstrasse 44 III** :-:
Fernsprech-Anschluss: Amt Lützow 9110 :: Fahrstuhl
Geöffnet: Wochentags von 9-6, Sonntags von 10-1 Uhr

Photographische Arbeiten jeder Art in künstlerischer Ausführung

Aufnahmen in natürlichen Farben

Spezialität: Kinderaufnahmen und Aufnahmen im eigenen Heim :: Kurse für Armateure

FRITZ STOLPE

BERLIN W 35
Gentiner Strasse 42

Gegründet im Jahre 1873. :-: Fernsprecher Amt Lützow 3752

Fabrik für Gemälderahmen

In allen historischen und neueren Stilarten

Kopien v. Rahmen nach alten Meistern in Origiaal-Goldtönungen

Sämtliche **Vergolderwaren** Moderne und andere Vergoldungen an Möbeln, Innen- Architekturen usw.

Kunst-Einrahmungen

Reparaturen u. Neuvergoldungen aller Gegenstände, Aufarbeiten :: aller Arten Antiken, Reinigen von Gemälden und Stichen ::

FRITZ MERKER

Charlottenburg-Schillerstr. 94
Amt Charlottenburg 8397

PASSEPARTOUTFABRIK :: BUCH-BINDEREI :: :: ZEICHENMAPPEN
AUFZIEHEN V. ZEICHNUNGEN MODERNE BUCHEINBÄNDE

KÜNSTLER-MAGAZIN FRITZ BERGMANN

Steglitz ◻ Schützenstr. 54
: Fernsprecher: Amt Steglitz 482 :

:-: Architektur - Buchbinderei :-:
Elektrische Lichtpausanstalt mit Motorbetrieb
Passepartout-Fabrikation :-: Bildereinrahmung

Allgemeiner Beobachter

Halbmonatsschrift für alle Fragen des modernen Lebens

Verlag Allgemeiner Beobachter
Hamburg 1 Alsterdamm Nr. 2

Preis: Einzelnummer 20 Pf. Abonnement 1 M. pro Quartal

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Lehranstalten ◻ Kurse

Mal- und Zeichenschule

Stilleben :: Landschaft :: Portrait

OTTO BEYER, Hektorstr.17, am Kurfürstendamm

Man verlange Prospekte

Holzschnitzen, Modellieren, Zeichnen

Täglich 9—1 Uhr — Eintritt jederzeit.
Modellieren für Architekten täglich von 5—7 oder 7—9 Uhr
Abendakt täglich 7—9 Uhr Mark —,50
Atelier Kurfürstendamm 243 parterre gegenüber dem Zoo.
Bildhauer HARDERS Berlin-Charlottenburg

Modellieren und Zeichnen

Vorbereitung für die Akademie
KARL HEYNEN-DUMONT
Charlottenburg, Leibnitzstr. 32, Atelier
Mässige Honorare

E. L. Kirchner
Max Pechstein
Wilmersdorf
Durlacherstr.14

Moderner Unterricht :: :: in Malerei :: ::

Buchhandlungen

Edmund Meyer
Buchhändler u. Antiquar

:: BERLIN W. 35 ::
Potsdamerstrasse 127b
Amt Lützow 5850

Soeben erschienen:
Antiquariats-Katalog XXX Kunstblätter aller Art Illustrierte Bücher in deutscher, französischer und englischer Sprache
Bitte gratis zu verlangen

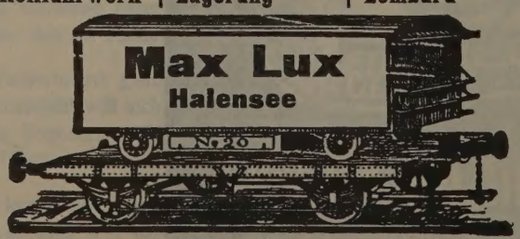
Reuss & Pollack
Buchhandlung, Antiquariat
Potsdamerstrasse 118c
:: BERLIN W. 35 ::
Fernsprecher: Amt Lützow 2829
Graphisches Kabinet
Der Neuen Sezession

Paul Graupe
Antiquariat
Berlin W 35
Lützowstrasse 38

Kleine Anzeigen

Titania-Schreibmaschine
Erste deutsche Schreibmaschine m. Typenhebeln a. Kugellagern
Fabrikat der Akt.-Gess. Mix & Genest, Schöneberg-Berlin
Generalvertreter für Berlin u. Mark Brandenburg
Louis Stangen / Linkstrasse 12 Telefon: Kurfürst 2425

Spedition | Möbeltransport | Verzollung
Gepäckfahrt | Verpackung | Versicherung
Rollfuhrwerk | Lagerung | Lombard



Ringbahnstr. 123a : Fernspr.: Uhland 595
Spediteur des Vereins für Kunst zu Berlin

Zeitschrift Der Sturm

Ständige Ausstellung
Königin-Augusta-Str. 51
gegenüb. der von-der-Heydt-Strasse zwisch. Hohenzollern- u. Friedrich-Wilhelm Strasse

Täglich, auch Sonntags, geöffnet

Eintritt 1 M./Jahreskarte 6 M

Zurzeit:
Zurückgestellte :: Bilder :: des Sonderbundes / Köln

Bildung d. Sprachorgane

n. d. Meth. Prof. Ed. **Engel** empfohlen von ersten ärztlichen u. künstlerischen Kapazitäten Wissenschaftler, Schriftsteller, :: Recitatoren. ::

Erziehung zu hyg. u. phonet. richtigem Sprechen zwecks Veredlung, Kräftigung u. Erhaltung d. Stimme. Heilung v. Sprachstörungen u. v. :: Stimmleiden jeder Art. ::

G. Haass n. Engel diplom. Stimmbildner Berlin W 50 Ansbacherstr. 31 hpt.

Urteile, Prospekt kostenfrei.

Neue Secession

:: BERLIN ::
Eingetragener Verein

Passive Mitglieder der **: Neuen Secession :**

erhalten jährlich
1 mehrere graphische Arbeiten
2 die Zeitschrift Der Sturm frei zugestellt
3 freien Eintritt zu den Veranstaltungen der N. S.

Mitgliedsbeitrag halbjährl. 15 M.

Geschäftsstelle der Neuen Secession Steglitz
Miquelstr. 7a Fernruf Stgl. 2699

Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus

Erscheint in zwangl. Folge

Nummer 351/353

soeben erschienen

Preis 50 Pfennig

ÜBERALL ERHÄLTLICH
auch auf den Bahnhöfen

Werbeband der Fackel
50 Pfennig

Verlag Die Fackel / Wien III 2

Bruno Sellin, Berlin S. 14.